
Düsseldorfer Literaturpreis

vergeben durch die
Kunst- und Kulturstiftung der Stadtsparkasse Düsseldorf

Jackie Thomae
Jackie Thomae



2020

©Urban Zintel/Hanser Berlin

Inhalt

	Seite
Vorwort	4
Ursula März – Laudatio	5
Auszug aus dem Roman „Brüder“, Hanser Berlin, 2019 von Jackie Thomae	10
Biografisches	19
Preise, Auszeichnungen und Veröffentlichungen	20
Die Jury	21

„Von allen Welten, die der Mensch erschaffen hat, ist die der Bücher die Gewaltigste.“

Heinrich Heine

Kunst und Kultur leben auch von finanzieller Förderung. Deshalb widmet sich die Stadtparkasse Düsseldorf der wichtigen Aufgabe, vielseitige Kunst- und Kulturprojekte in der Region zu unterstützen.

Mit Gründung der Kunst- und Kulturstiftung im Jahre 2000 – anlässlich des 175-jährigen Jubiläums der Stadtparkasse Düsseldorf – setzt sie die Tradition fort. Die Gründung einer Stiftung war für uns ein ideales Instrument, um die Gemeinwohlorientierung der Stadtparkasse Düsseldorf in einen konkreten Nutzen für die Region umzusetzen. Wir verstehen uns nicht nur als Geldinstitut, sondern übernehmen – als Bank der Düsseldorfer Bürgerinnen und Bürger – gerne auch gesellschaftliche Verantwortung.

Die Stiftung widmet sich der Förderung von Projekten in der bildenden Kunst, der darstellenden Kunst, der Musik, der Literatur und des Films. Seit 2002 stellt die Vergabe des Düsseldorfer Literaturpreises – vergeben durch die Kunst- und Kulturstiftung der Stadtparkasse Düsseldorf – die Basis der Literaturförderung in unserer Stiftung dar.

Der mit 20.000 Euro dotierte Preis richtet sich an Autorinnen und Autoren, deren deutschsprachiges literarisches Werk formal oder inhaltlich Bezug auf andere Künste, beispielsweise bildende und darstellende Kunst, Musik oder Medien, nimmt. Mit dieser Spezifizierung der Auswahlkriterien berücksichtigt der Literaturpreis der Kunst- und Kulturstiftung der Stadtparkasse Düsseldorf attraktive Standortfaktoren, die auch für die Stadt Düsseldorf von besonderer Bedeutung sind.

Die siebenköpfige Jury, bestehend aus:

den Literaturkritikern Verena Auffermann, Ursula März, Dr. Hubert Winkels, der Direktorin des Heinrich-Heine-Instituts, Dr. Sabine Brenner-Wilczek, dem Leiter des Literaturbüros NRW, Michael Serrer, der Geschäftsführerin der Sparkassen-Kulturstiftung Rheinland, Dorothee Coßmann und dem Inhaber der Literaturhandlung Müller & Böhm im Heinehaus, Rudolf Müller,

wählt den/die Preisträger/in aus.

Wir freuen uns, mit dem Düsseldorfer Literaturpreis der Kunst- und Kulturstiftung der Stadtsparkasse Düsseldorf einen Preis ins Leben gerufen zu haben, der durch seine anspruchsvolle Ausrichtung das Augenmerk der breiten Öffentlichkeit sowie des Fachpublikums auf den (Literatur-)Standort Düsseldorf lenkt.

Karin-Brigitte Göbel

Vorstandsvorsitzende der
Stadtsparkasse Düsseldorf

Stefan G. Drzisga

Geschäftsführer der Kunst- und Kulturstiftung der
Stadtsparkasse Düsseldorf

Bisherige Preisträger/innen

2002	Patrick Roth
2003	Thomas Meinecke
2004	Christoph Peters
2005	Thomas Kling
2006	Katharina Hacker
2007	Jürgen Becker
2008	Ulrich Peltzer
2009	Ursula Krechel
2010	Norbert Scheuer
2011	Gisela von Wysocki
2012	Leif Randt
2013	Thomas Hettche
2014	Ralph Dutli
2015	Michael Köhlmeier
2016	Marcel Beyer
2017	Marion Poschmann
2018	Esther Kinsky
2019	Karen Duve

Laudatio von Ursula März

AUF JACKIE THOMAE

Manchmal werde auch ich gefragt, wo ich herkomme. Ich antworte darauf sehr gern, weil ich aus Erfahrung weiß, dass der Name der mittelfränkischen Kleinstadt, den ich nenne, sofort Assoziationen weckt, die zu einem allseits verbindlichen Thema führen, dem Fußball. „Herzogenaurach?“ ruft mein Gesprächspartner, „ist das nicht die Stadt mit adidas und Puma?“ - „Ganz genau“, sage ich. „Und war da“, werde ich weiter gefragt, „nicht was mit zwei Brüdern, die sich furchtbar zerstritten haben, und dann hat der eine adidas und der andere Puma gegründet?“ – „So ist es“, sage ich, „es handelt sich um das berühmteste Brüderdrama der deutschen Unternehmensgeschichte nach dem Zweiten Weltkrieg. Mein Vater hat die Brüder sogar persönlich gekannt!“

Ich könnte allerdings auch anders antworten. Ich könnte die Frage nicht auf mein regionales, also räumliches Herkommen beziehen - was man üblicherweise tut - sondern auf mein geschichtliches. Ich könnte sie so interpretieren: Frau März, aus welcher Zeit kommen Sie eigentlich? In welchem Jahrzehnt, in welcher Ära liegen Ihre Wurzeln? Darauf würde ich nicht so gern antworten. Denn ehrlicherweise müsste ich sagen: Ich komme aus den siebziger Jahren. Ich habe ihre Luft als junge, ins Leben aufbrechende Frau intensiver eingeatmet als die jedes späteren Jahrzehnts, und mir ist durchaus bewusst, dass die unförmigen Parkas, die quälenden Selbsterfahrungsgruppen, die Kerzen auf Rotweinflaschen, die Grabenkämpfe linker Splittergrüppchen, all das, was man mit den siebziger Jahren verbindet, heute ein eher satiretaugliches Image genießt. Ich stecke keine Kerzen mehr in den Hals von Rotweinflaschen, ich bemühe mich um ideologiefreies Denken. Und doch komme ich aus dieser Zeit.

Sehr geehrtes Festpublikum, sehr geehrte Kollegen und vor allem sehr geehrte Stifter des Düsseldorfer Literaturpreises, die Sie zu meiner großen Freude das Werk einer der temperamentvollsten deutschsprachigen Schriftstellerinnen der Gegenwart auszeichnen - vielleicht halten Sie die Unterscheidung zwischen Ort und Zeit, de-

nen ein Mensch entstammt, für eine Haarspalterei, wie sie nur Kritikern einfallen kann. Erlauben Sie mir ein kleines Experiment. Stellen Sie sich einen Moment lang vor, Sie wüssten von mir nur, dass ich aus einer fränkischen Kleinstadt komme. Naja, werden Sie sagen, ein bisschen sieht man´s ja. Der fränkische Frauentyp ist nicht gerade für filigrane Gesichtszüge bekannt. Wenn ich behauptet hätte, gebürtige Brasilianerin zu sein, hätten Sie sich schon gewundert. Sie beziehen also die Information automatisch auf mein Äußeres, meine Physiognomie, meine Augen- oder Hautfarbe.

Nehmen wir den anderen Fall: Sie wissen von mir nur, dass ich ein Geisteskind der siebziger Jahre bin. An meiner körperlichen Beschaffenheit lässt sich das nicht erkennen. Nein, Sie überlegen, ob es in meinem umständlichen Einstieg in diese Laudatio etwas typisch Siebzigerjahremäßiges gibt. Anders gesagt: Sie richten Ihr Augenmerk auf meine Persönlichkeit, auf die Frage, welche kulturellen, soziologischen und politischen Einflüsse sie geprägt haben mögen.

In der Rezeption des Romans „Brüder“ von Jackie Thomae war häufig zu lesen und zu hören, er sei so aktuell, weil er den Nerv einer Debatte treffe, die in den vergangenen Jahren landauf, landab geführt wurde, die Debatte über Herkunft und Identität. Das ist sicherlich nicht falsch. Aber, so denke ich, auch nicht ganz richtig. Denn das Kernthema dieses eleganten und nicht zuletzt höchst unterhaltsamen Romans, der Jackie Thomae als glänzende Kennerin von Menschen, Milieus und Ländern ausweist, und mindestens genauso als gewitzte Diagnostikerin gesellschaftlicher Strömungen – dieses Kernthema scheint mir ein etwas anderes zu sein: Das Verhältnis von Geschichte und Charakter.

Allein die Konstruktion des Romans spricht dafür, dass Jackie Thomae die Schicksale von Mick und Gabriel – so heißen die Protagonisten – eben nicht aus dem Blickwinkel ihrer Identität als dunkelhäutige Deutsche entwickelt. Sondern aus dem Blickwinkel der Wechselwirkung von Persönlichkeit und historischer Prägung. Sie sind gleich alt. Aber kulturell und habituell kommt der eine aus dem letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts, der andere ist im ersten

Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts beheimatet. Sie treten folglich nicht als Stellvertreter einer speziellen Pigmentierung der Epidermis auf, sondern als Stellvertreter eines spezifischen Zeitgeists. In diesem kleinen Unterschied liegt ein großer emanzipatorischer Schritt der deutschen Gegenwartsliteratur.

Jackie Thomae zählt nicht zu den deutschen Autorinnen und Autoren, die sich mit erwartbarer Regelmäßigkeit am politischen Meinungsbetrieb beteiligen. Sie bevorzugt den literarischen Weg. Und auf diesem Weg hat sie ein Werk geschaffen, das sich dem Wichtigsten verpflichtet, wozu Kunst und Literatur imstande sind: Unseren Blick zu schärfen für ein humanes Menschenbild. Ich glaube nicht, dass Jackie Thomae das selbst so geschwollen ausdrücken würde. Sie ist ja nicht zuletzt eine große Humoristin und anekdotische Erzählerin. Dem bedeutungsschweren zieht sie den leichthändigen, lässigen Stil vor, dem Pathos die freche Pointe. Aber das kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass es ihr mit dem Roman „Brüder“ politisch ziemlich ernst ist. Sein Politikum steckt in seinem literarischen Genre, der klassischen Charakterstudie.

Mick und Gabriel also, beide 1970 geboren. Sie haben den gleichen Vater, einen Senegalesen, der sich für ein paar Jahre in der DDR aufhielt, um Medizin zu studieren, und im deutschen Realsozialismus zwei Söhne von zwei Frauen hinterlässt. Zwei Halbbrüder, die sich nicht kennen, ja nicht einmal voneinander wissen. Zwei Persönlichkeiten mit einer genetischen Schnittmenge und zwei sehr unterschiedlichen Lebensentwürfen. Wenn man bei Mick von einem solchen überhaupt sprechen kann. Denn entwerfen und über den Tag, vor allem über die Nacht hinaus planen, ist seine Sache nicht. Mick liebt das Leben im Moment. Er gibt Reizen nach, wie sie sich gerade bieten. Ein Partymensch, ein Hedonist par excellence, in dessen Psyche das Unbewusste freie Hand hat. Der Maßstab seines Lebens ist das Lustprinzip. Ganz anders Gabriel. Von der Karriereplanung bis zum Fitnessprogramm regiert bei ihm das Über-Ich. Der Maßstab seines Lebens ist das Pflichtprinzip. Sigmund Freud hätte die zwei nicht schöner erfinden können.

Der Topos der gegensätzlichen Brüder ist buchstäblich so alt wie die Bibel. Schon in der zweiten Generation der menschlichen Spezies kommt es zum Brudermord, denn Kain erschlägt bekanntlich Abel. Besonders auffällig ist das Faible der deutschen Geistes- und Kulturgeschichte für Brüderpaare. Sie hat die Schlegels, die Grimms und die Manns, die Weizsäcker, Vogels, Gottschalks, Grönemeyers und etliche mehr hervorgebracht. Noch auffälliger ist das Brudermodell im deutschen Fußball. Hier gibt es Uwe und Dieter Seeler, Fritz und Ottmar Walther, Karlheinz und Bernd Forster, Toni und Felix Kroos, Sami und Rani Khedira, Jerome und Kevin-Prince Boateng, Uli und Dieter Hoeneß. Mick und Gabriel befinden sich also in bester Gesellschaft. Denn nicht anders als im Fußball dient der Brudervergleich auch in der Literatur als ideale Versuchsanordnung der Charakterologie.

Es wäre naheliegend gewesen, die Geschichten von Mick und Gabriel in einer zeitlichen Parallele zu erzählen, sie zu synchronisieren. Ebenso hätte es naheliegen können, zwei Schwestern auftreten zu lassen. Viele Schriftsteller fühlen sich auf dem Terrain des eigenen Geschlechts sicherer. Und ich vermute, dass Jackie Thomae diese Varianten auch erwogen hat, sich dann aber gegen das Naheliegende, Konventionelle entschied. Von kulturellen Konventionen hält sie ohnehin nicht allzu viel. Entdeckungsfreudig pendelt sie zwischen der sogenannten hohen und der unterhaltsamen Kunst. Sie hat Spuren im Comedygenre des deutschen Fernsehens hinterlassen und die Gattung des populären Lebensratgeber mit augenzwinkernder Lebensklugheit geadelt.

„Eine Frau – Ein Buch“ heißt einer ihrer Bestseller, „Let’s face it“ ein anderer. In diesem Buch befasste sie sich mit den Fragen des Älterwerdens. Ziemlich jung meiner Ansicht nach, mit noch nicht einmal vierzig Jahren, was allerdings beweist, dass dem Werk unserer Preisträgerin eine Eigenschaft fehlt: Berechenbarkeit.

Als 2015 ihr Debütroman „Momente der Klarheit“ erschien, quollen die Buchhandlungen über von Werken, die sich mit der frustrierenden Partner- und Liebessuche zeitgenössischer Singles befassten. Das machte Jackie Thomae ausdrücklich nicht. Sie schrieb nicht über

den Anfang, sondern über das plötzliche Ende der Liebe.

Dieser künstlerische Eigensinn zeigt sich in nichts so deutlich wie in der formalen Architektur von „Brüder“. Von einem kurzen Zwischenkapitel abgesehen, besteht der Roman aus zwei getrennten Großkapiteln. Im ersten geht es um Mick, im zweiten um Gabriel. Das erste spielt sich vor der Kulisse der neunziger Jahre ab, das zweite vor der Kulisse der sogenannten Nullerjahre. Dazwischen liegt die Achse der Jahrtausendwende. Sie trennt die Nachwendezeit mit ihrer feierfreudigen und rauschhaften Berliner Clubkultur, in der sich Mick wie ein Fisch im Wasser bewegt. Und die neoliberale Wirtschaftswunderzeit, in der Gabriel Karriere macht – in London, der internationalen Finanzkapitale. So weitet sich die Charakterstudie der Brüder zum großen Gesellschaftsroman und zu einem Zeitpanorama naher Vergangenheit. Nichts entgeht der Beobachtungsmintelligenz der Autorin Thomae. Sie kennt sich im Kleinen des Alltags und im Großen politischer Verwerfungen aus. Sie hört Nuancen des mündlichen Jargons, sie erspürt jede noch so versteckte Emotion ihrer Figuren und weiß über Wirtschaftsaktivitäten in der Epoche der Globalisierung Bescheid.

Liebe Jackie Thomae, ich mache es kurz. Ich gratuliere Ihnen von ganzem Herzen zum Düsseldorfer Literaturpreis. Ich gratuliere Ihnen zu einem Roman, der mich beeindruckt hat wie lange kein anderer. Und der mir, das will ich nicht vergessen, zahlreiche Lachsalven entlockte.

Vielen Dank Jackie Thomae.
Und herzlichen Glückwunsch
zum Düsseldorfer Literaturpreis.

Auszug aus dem Roman „Brüder“,

Hanser Berlin, 2019 von Jackie Thomae

MICK HETZTE DURCH den Herbst 1999 mit dem Gefühl, alles, was er bisher versäumt hatte, erledigen zu müssen, bevor aus der Eins eine Zwei wurde. Der Countdown führte ihm vor Augen, dass das gesamte Leben ein Countdown war, ein Gedanke, der ihm in schwachen Momenten Todesahnungen bescherte, die er mit ausgedehnten Ablenkungsmanövern bekämpfte, die meist nicht funktionierten. So kann das nicht weitergehen, dachte er, während er Dinge versäumte, verdrängte, ignorierte – und immer öfter auch, während er es sich gutgehen ließ. Wenn er sich dann fragte, was so nicht weitergehen konnte, öffnete sich in seinem Kopf ein Labyrinth, in das er sich lieber nicht hineinwagte.

Alle schienen einem furiosen Finale entgegenzuhecheln, von dem niemand so genau wusste, wie es aussehen würde. Tatsächlich konnte keiner glaubwürdig einen Millennium Bug ausschließen. Sollten am 01.01.2000, 00:00 Uhr, tatsächlich alle auf das alte Jahrtausend geeichten Systeme zusammenbrechen, hätte das immerhin den Vorteil, dass damit auch Micks Schuldenberg gelöscht würde. So gesehen, wäre es dumm, vor diesem Datum irgendetwas zu überweisen. Y2K hätte zudem den Vorteil, dass die Menschheit innerhalb einer Sekunde zurück auf Start geschaltet würde. Die Letzten werden die Ersten sein? Eher nicht. Während Mick darauf spekulierte, dass Millionen andere eventuell recht hatten, glaubte er selbst überhaupt nicht daran.

Denn die Welt, wie sie war, sie wirkte stabil. Allem Anschein nach war sie keine Matrix. Nichts sah nach Philip K. Dick oder William F. Gibson aus, da konnte man mit dem Begriff Cyber um sich werfen, soviel man wollte. Man ging ins Internet, unterdessen war das Festnetztelefon besetzt. Man schrieb sich die besten Webadressen aus Zeitschriften ab und gab sie dann in seinen Browser ein. Man fragte sich, ob mithilfe neuer Software jeder Depp in der Lage sein würde, Musik zu komponieren, und die Antwort lautete Jein. Man sagte dauernd Prada. Man sagte *galore* und *-o-rama*. Wenn man einen Trend zu spät entdeckte, konnte man behaupten, man hätte ihn bereits wiederentdeckt. Vor lauter Ironie wusste man gar nicht mehr,

was überhaupt noch ernst zu nehmen war. Man veröffentlichte Listen mit den ultimativen Büchern und Platten des zu Ende gehenden Jahrhunderts, die noch elaborierter waren als die Bücher- und Plattenregale der Angeber, die sie schrieben. Das Gleiche galt für die Listen der wichtigsten Persönlichkeiten, Filme, Ereignisse und auch Websites des vergangenen Jahrhunderts, wenn nicht Jahrtausends. Man fragte sich, ob nun der Zeitpunkt gekommen war, an dem alles schon einmal dagewesen war, und entschied: wahrscheinlich ja. Ab demnächst würde man im Remix-Reload-Zeitalter leben. Sequel, Prequel, jetzt erst recht. Trotzdem befand man sich an der Schwelle zum Brandneuen. Wie in den Jahrzehnten und Jahrhunderten zuvor hatte man auch jetzt das Gefühl, in einer ganz besonders bedeutsamen Zeit zu leben. Man hörte wieder 1999 von Prince. Man hörte *Millennium* von Robbie Williams. Man hörte nicht auf, Buena Vista Social Club zu hören. Man unterteilte die elektronische Musik in so viele Untersparten, dass man den Überblick verlor. Man stellte fest, dass der derzeit beste Rapper weiß und der derzeit beste Golfer schwarz war, und meinte damit Eminem und Tiger Woods. Man hielt diese Feststellung für bemerkenswert. Man rechnete damit, dass nach der Concorde etwas noch Schnelleres über den Atlantik fliegen würde, denn Beschleunigung war die logische Konsequenz von fast allem. Große, altehrwürdige Firmen sponserten jeden Irrsinn, aus Panik, den Anschluss an die Zukunft zu verlieren. Man prophezeite, Access würde das neue Eigentum. Man fragte sich, was man auf den Portalen sollte, die im Internet wucherten, und saß trotzdem in den Startlöchern, obwohl die meisten Leute nach wie vor nicht verstanden, womit genau andere Leute bereits unermesslich reich geworden waren. Leute in Micks Alter. Es kam ihm vor, als hätten sie den Eingang zur Schatzkammer gefunden, während er im Vorraum herumtänzelte und nur ab und zu einen Blick hineinwerfen durfte, bevor der Sesam sich wieder schloss. Das Gefühl, etwas zu verpassen, dabei aber, im Gegensatz zu früher, nur knapp danebenzuliegen, löste etwas in ihm aus, das Delia »hyperaktives Phlegma« nannte. Es äußerte sich in wenig Schlaf, einem großen Aktionsradius und einem fast manischen Kommunikationsbedarf, bei gleichzeitig stark beeinträchtigter Konzentration und daher eher unbefriedigenden Resultaten. Der Begriff Burn-out war noch nicht zum Alltagswort

geworden, aber er beschrieb den Zustand, auf den Mick sich in jenem Herbst vor seinem dreißigsten Geburtstag zubewegte.

Im Sommer hatte er viel Zeit mit Delia verbracht, nachdem er sie im Frühjahr so selten gesehen hatte, dass man von einer Fernbeziehung sprechen konnte. Ihr Termindruck beim Sex war ihm lange nicht aufgefallen, denn Sex war nie verkehrt, zu keinem Zeitpunkt. Als er das eindeutige Schema erkannte, wusste er, dass sie jetzt beide ein Problem hatten. Es war das erste Problem seines Lebens, das mächtiger war als seine Libido. So mächtig, dass er befürchtete, impotent zu werden. Nicht generell, speziell bei ihr. Es war die Hölle, sie zurückzuweisen. Die Notwendigkeit eines Gesprächs schwebte durch das Haus wie Rauchschwaden. Doch dieses Gespräch wollte er noch weniger als Sex nach Kalender. Sein Kommen und Gehen folgte nun nicht mehr seinem Spaßtrieb, sondern ebenfalls einem festen Muster. Er kam nach Möglichkeit erst nach Hause, wenn sie schlief oder arbeitete.

Wir sehen uns kaum noch, ich vermisse dich, sagte sie nach ein paar Monaten in diesem Rhythmus, keinen Vorwurf im Tonfall, was vielleicht Taktik war, und selbst wenn, es wirkte. Er war nach Hause gekommen, als sie sich mit George auf den Weg in den Park machte. *You say goodbye, and I say hello.* Seltsamerweise war es der Hund, der einen beleidigten Eindruck machte, nicht Delia. In ihrer Korbta-sche sah er ein paar Akten und Zeitschriften. Sie würde diesen brütenden Junisonntag allein auf einer Wiese verbringen, während er allein im abgedunkelten Schlafzimmer herumlag. Er war der Mond, sie die Sonne. Er sah ihre sommersprossigen Schultern, ihre kleinen Füße in Flipflops, roch ihre Sonnencreme und wollte hinüber auf die andere Seite. Zu ihr. Im Kühlschrank sind Erdbeeren, sagte sie, und er starrte ihr hinterher, bis sie auf ihr Fahrrad stieg und davonfuhr. Es hatte nicht nur wehgetan, sie zu vermeiden, es war auch anstrengend gewesen, es so aussehen zu lassen, als würde er es nicht tun. Ihre Versöhnung ohne vorherigen Streit fühlte sich so gut an, dass er ihr fast die Wahrheit gesagt hätte. Fast. Den Sommer über lieferte er eine schauspielerische Leistung ab, mit der er zeitweise sogar sich selbst davon überzeugte, alles wäre wie vorher. Zusammen fuhr er sie an die Seen und nach Italien. Gerettet. Schließlich existierten sie nicht nur als Körper mit xx- und xy-Chromosomen, sondern

auch als zwei Menschen, die sich was zu sagen hatten. Und dass sie ihn verführte, weil es der Zeitpunkt verlangte, hieß ja nicht, dass sie ihn nicht auch so wollte, oder? Irgendwann reden wir mal, aber nicht jetzt, dachte Mick.

Als dieser Summer of Love langsam verglühte, zog es ihn wieder hinaus. Wie an eine Front. Ich muss arbeiten, Baby. Aber nicht drei Nächte am Stück. Ich muss los, wir sehen uns. Silvester nahte und damit der Druck, eine dem Datum angemessene Party zu feiern. Kein Sieg ohne Training. Wenn er in den Morgenstunden nach Hause kam, wenn der Rest der Welt noch oder schon schlief, schrieb er rauchend To-do-Listen auf Post-its, die er in der Wohnung verteilte und meist nicht mehr entziffern konnte, wenn sein Tag dann endgültig begann. Ich brauche Ruhe, dachte er im Wechsel mit: Ich brauche Geld, mucho, und zwar pronto. Delia spiegelte ihm sein Problem. Sie hatte Drive. Er auch. Nur dass sie ihren für ihr Vorankommen nutzte, während er im Kreis fuhr. Sobald er eine Idee hatte, sobald er sich tagsüber einer Sache widmete, kam ihm die nächste Nacht dazwischen und pulverisierte nicht nur seine Zukunftsängste, sondern auch seine Zukunftspläne. Dein Horoskop für die kommende Woche: Leere. Schmerz. Hoffnungslosigkeit, hatte Delia ihm irgendwann getextet, als sie das Warten satt hatte. Leider trat es immer öfter ein. Dass es anderen genauso ging, hatte ihn jahrelang beruhigt. Das ist der Preis, den wir zahlen müssen, dachte er, bis er sich fragte: Wofür eigentlich? Er hätte es machen können wie Fabian, der mehr und mehr zu einem Profigastronomen wurde: kommen, kontrollieren, gehen. Er hätte es machen können wie Chris: kommen, kurzes großes Hallo, gehen. Denn Chris hatte sich zwei große Hunde zugelegt und damit zusammen mit seiner kleinen Tochter Fee immerhin drei Wesen, um die er sich tagsüber zu kümmern hatte. Die Party-is-over-Stimmung, die die anderen verbreiteten, ließ sich nicht mehr ignorieren. Es schien, als wäre es der ultimative Trend, zu sagen, man wäre draußen, zu sagen, man hätte echt viel zu tun, um nicht zu sagen, Besseres, man müsse auf seine Gesundheit achten, zu sagen, man wäre jetzt auch echt mal zu alt. Die gigantische Zahlungsaufforderung fühlte sich an wie der endgültige Rauswurf. Sie war überhaupt nur zu ertragen, weil es die beiden anderen gab. Die Jahresendzeit begann wie jedes Jahr zu rasen, wie Micks Herz,

wenn er an seine beiden bedrohlichsten Todo's dachte. Erstens: mit dem Finanzamt reden. Das würde Fabian übernehmen. Zweitens: mit Delia reden. Damit war er allein. Er war froh, dass sie so beschäftigt war, und wenn er sie sah, war er so anhänglich, dass sie ungläubig kicherte, wenn er sie umschlang und nicht mehr losließ. Es war Winter, und er wollte neben ihr liegen, bis alles sich von selbst geklärt hatte. Ihren Kopf auf seiner Brust, fragte sie ihn ab und zu, ob alles okay sei, und immer antwortete er: alles super. Als er Anfang Dezember durch die Stadt fuhr, um sie von der Arbeit abzuholen, und wieder einmal das Hintergrundrauschen des Ungeklärten jeden halbwegs positiven Gedankengang störte, unterbrach er sich. Erst mal dieses Jahrtausend zu Ende bringen, dann weitersehen, sagte er laut und deutlich zu sich selbst, und die Größe der Zeiteinheit ließ seine Sorgen sofort kleiner werden. Scheibenwischer an, Musik lauter, Spur wechseln und die Stimmung gleich mit. Es wird sich auch bei mir etwas ändern, dachte Mick in seinem alten Optimistentonfall. Im ersten Monat des neuen Jahrtausends dreißig zu werden und genau dann ein paar Änderungen einzuführen, was bitte ist das für ein perfektes Timing? Es fühlte sich fast an, als wäre er auserwählt. Unklar von wem und wofür, doch er blieb dabei: Es war symbolträchtig.

GABRIEL

Neu in London fühlte ich mich wie ein Bewerber. Ich wollte alles richtig machen. Ich entwickelte eine Anpassungsmanie. Wie eine Person, die eine neue Identität annehmen muss, beobachtete ich die Londoner und ihre Gepflogenheiten. Eile und Geduld folgten anderen Mustern als in deutschen Großstädten. Ich begab mich in den Schwarm der Leute und lernte mit ihnen zu schwimmen. Anfangs glotzte ich. So diskret wie möglich, aber ich glotzte. So weltgewandt und abgeklärt, wie ich mich gerne sah, war ich nicht. Ich bin in einem Land mit überwiegend homogener Bevölkerung aufgewachsen, mit anderen Worten: Alle waren vom selben Stamm. Bis auf Ausnahmen, wie mich zum Beispiel. In den Neunzigern in Berlin war das schon anders, aber kein Vergleich mit London, wo ich zum ersten Mal die Leute verstand,

die mich als Kind mit ihrer Glotzerei in den Wahnsinn getrieben hatten. Ja, es zeugt nicht von Weltbürgertum, Leute anzustarren wie Aliens, andererseits, was ist faszinierender als andere Leute? Wenn ich U-Bahn fuhr, fragte ich mich, ob es irgendeinen Typ Mensch gab, der sich nicht hier herumtrieb. Nein, sollte einer fehlen, stieg er früher oder später zu, eine Reise um die Welt in der Central Line. Nach kurzer Zeit begriff ich auch, dass es zur sozialen Überlebensstrategie gehörte, sich aus dem Weg zu gehen und den anderen nach Möglichkeit nicht ins Gesicht zu sehen. Unser Hirn kann nur eine begrenzte Anzahl an Gesichtern aufnehmen. Was ich anfangs als Abgestumpftheit missdeutet hatte, war der intuitive Schutz vor dem Wahnsinnigwerden.

In den Jahren nach unserem Master und vor Gründung unseres ersten Büros arbeiteten wir fast rund um die Uhr für Higgs & Partners. Sir Alan Higgs hatte alles, was mir vorschwebte: die richtigen Aufträge weltweit, einen Pritzker Preis, einen Stirling Preis und den Titel Most Excellent Order of the British Empire, verdient durch seine teils innovativen, teils revolutionären und teils einfach nur großen Projekte, entstanden in seinen Büros in London, Boston und Hongkong, die vollgestopft waren mit den Umsetzern seiner Ideen: uns. Fleißigen Termiten in schwarzen Rollkragenpullovern, zu neunzig Prozent männlich, die ihre Manpower zu hundert Prozent in den Superorganismus steckten. Wären wir ein Staat gewesen, wir hätten den Vorzeigekommunismus erschaffen. Oder eine Autokratie der Ästhetik. Das Schöne an der wunderbaren Welt des Sir Alan war, dass ich sie ihm von Herzen gönnte, obwohl ich sie selbst begehrte. Er kam aus armen Verhältnissen in Nordengland, einer Umgebung, in der Anfang der Vierziger niemand die Muße hatte, sich um Schönheit und Licht zu kümmern, und thronte jetzt im obersten Stockwerk seines eigenen Wolkenkratzers in der City, Auge in Auge mit der Sonne. Ein Aufstieg, so metaphorisch und real zugleich, dass sein Geist noch Jahrzehnte später durch seine Büroräume wehte wie durch eine überwältigende Kathedrale. Ich arbeitete gern für Sir Alan und seine Visionen. In einem kleineren Büro wäre ich als Individuum sichtbarer gewesen, doch sein Name war wichtig für meinen CV, seine Person gut für den Glauben an meine Zukunft.

Wenn ich an diese Zeit denke, sehe ich mich vor meinen Rendings sitzen, hinter den getönten Scheiben der Londoner Himmel voller Kräne, irgendwo in meiner Nähe immer Mark Barnett. Higgs war das zweite Büro, in dem ich mit Mark arbeitete, den ich während meines Masterstudiums kennengelernt hatte. Wir standen vor der Frage, ob wir Partner werden wollten, ranghöhere Termiten, oder ob wir es wagen sollten, nach unten zu steigen, um uns mit eigenem Namen wieder nach oben zu bauen. Zwischen neun Uhr abends und zwei Uhr morgens besoffen wir uns täglich. Anschließend schliefen wir, und der Zirkus ging von vorn los. Wir überlebten diese Säuferphase mit ausschließlich guten Resultaten. Man kann es nicht anders sagen. Erstens wurden wir von Studienkollegen zu Freunden. Zweitens versetzten uns unsere Kater in einen Zustand aus Frust und Größenwahn, aus dem heraus wir uns schließlich selbstständig machen mussten. Wir waren Ende zwanzig und hatten das Gefühl, die Zeit rase an uns vorbei. In Wahrheit waren wir es, die rasten.

Die Frage, woher ich komme, war so unwichtig geworden wie nie zuvor in meinem Leben, als mir das Formular gereicht wurde.

Tagelang hatte ich nicht begriffen, dass ich mehr als landläufige Halsschmerzen hatte, dass meine Mandeln vereitert waren. Ich erinnerte mich dunkel daran, dass man sie mir als Kind entfernen wollte und mein Großvater dagegen gewesen war. Der Junge bleibt vollständig, hatte er gesagt. Es tat so weh, dass ich während der Arbeit ständig unauffällig in den Papierkorb spucken musste, weil sich das Schlucken anfühlte, als würde ich Rasierklingen herunterwürgen. Bis Higgs persönlich mich schließlich zum Arzt schickte. Der Fahrservice der Firma fuhr mich in ein Walk-in-Center des National Health Service in Soho. Kostenlose Gesundheitsversorgung für alle, wie sozialistisch, dachte ich, hoffentlich bin ich bald privat versichert und kann zu einem Arzt in der Harley Street gehen.

Ich kam also in dieses Gesundheitszentrum, das genauso aussah, wie ich es mir vorgestellt hatte – staatlich, karg und überfüllt –, und ging an den Empfangstresen, hinter dem eine ältere schwarze Frau mit einer aufwendigen Flechtfrisur saß und mir einen Bogen reichte, den ich auszufüllen hatte. Es war das be-

merkenwerteste behördliche Papier, das ich je gesehen hatte. Nicht, dass man hier, bei einem Arzt, auf die Idee kam, nach Vorerkrankungen, Allergien oder Süchten zu fragen. Nein, die Frage lautete, welcher Ethnie man angehörte.

Kategorie A lautete weiß. Weiße Menschen hatten anzukreuzen, ob sie Briten, Iren, Irish Travellers, also Nichtsesshafte, weiße EU-Mitglieder oder sonstige Weiße sind. Ein Extrakästchen für die EU-Weißen aus Irland. Ich fand das so absurd, dass ich dachte, die Schwester hätte mir versehentlich einen internen Fragebogen gegeben.

Kategorie B umfasste *mixed/multiple ethnic groups*, also mich. Hier wurde unterschieden zwischen weiß und schwarz aus der Karibik, weiß und schwarz aus Afrika, weiß und asiatisch und sonstigen Mixen, zu denen wohl auch die Kombination schwarz und asiatisch gehören musste, die hier nicht aufgeführt war.

Asiaten, hier die ethnische Gruppe C, wurden unterteilt in Leute aus Indien, Pakistan, Bangladesch, China und sonstige Asiaten. Kategorie D unterteilte Schwarze in karibische, afrikanische und britische Schwarze. Plus: *any other blacks*.

Es war die Gruppe der Sonstigen, eingeteilt in Araber und Sonstige. Ich saß in diesem Neonlichtwartezimmer, das London ganz gut abbildete: Jede der aufgeführten Gruppen war hier vertreten. Mitglieder jeder Gruppe waren meine neuen Arbeitskollegen, liefen über die Oxford Street, aßen teuer oder billig, waren obdachlos, Milliardäre oder einfach nur ganz normale Leute im Stau. Deshalb war ich hier. Unter anderem. Ich hatte noch nie so viele verschiedene Menschen gesehen, die wirklich miteinander zu tun hatten, und auch nie zuvor so viele gemischte Paare. Im Gegensatz zum sogenannten Schmelztiegel New York, bei dem man eher von einer vielfältigen Anwesenheit sprechen sollte als von einer Verschmelzung. Die geradezu religiöse Verehrung dieser Stadt war mir immer suspekt gewesen. Meine deutschen Freunde gingen davon aus, dass ich mich in New York ganz besonders wohl fühlen müsste, taten fast so, als käme ich endlich an den Ort, an den ich gehöre. So toll bunt, wie es da zuing. Endlich war ich nicht mehr der Einzige. Richtig, ich gehörte nun einer Gruppe an. Meine Gruppenzugehörigkeit war in Zement

gegossen. Bevor ich Architekt war, bevor ich Europäer war, bevor ich irgendetwas sein durfte, war ich dort schwarz. Zu hundert Prozent. Ich gehörte zu denen, für die die Taxifahrer nicht anhielten, zu denen, deren Hauskauf die Immobilienpreise in der Gegend versauten, zu denen, die, wenn es wirklich mies lief, Polizisten in *trigger-happy people* verwandelten. Wollte ich das? Ich war unter Weißen aufgewachsen, und es war klar, dass ich nicht weiß war. In den USA aber spielte es auch keine Rolle mehr, dass meine Mutter weiß war, siehe Barack Obama, dessen weiße Mutter so gut wie nie erwähnt wurde. Ethnisch fünfzig Prozent, erzieherisch hundert, doch es wurde einfach so getan, als existiere sie nicht, für Schwarze wie Weiße war dieser Mann schwarz. Was mich daran störte, war nicht, als schwarz zu gelten, es war die Farbbesessenheit in diesem Land und das Tropfen-in-der-Milch-Prinzip. Bei dem ich mich schon immer gefragt hatte, wieso Weiße davon ausgehen, dass ihr preisgekröntes Genmaterial nach einer Generation komplett verschwinden sollte. Obamas Erfolg lag wohl auch darin begründet, dass er von außen kam, dass sein Vater kein US-Amerikaner war. So war er nicht Teil des Fluchs, der auf dieser Geschichte lag. Als man mich um die Jahrtausendwende fragte, ob ich für Higgs & Partners nach Boston gehen würde, lehnte ich ab. Ich hatte keine Lust, ein *One of my best friends is black*-Vorzeigeschwarzer zu werden. Ich blieb lieber in London, wo man mich beim Arzt fragte, aus welcher Schwarzweiß-Kombination ich mich zusammensetzte.

Jackie Thomae, Brüder

© 2019 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG,
München

Biografisches zu Jackie Thomae

Jackie Thomae wurde 1972 in Halle an der Saale geboren. Bis 1989 lebt sie in Leipzig und seitdem in Berlin.

Sie ist als Journalistin, Fernsehautorin und Schriftstellerin tätig. 2015 debütierte sie mit dem Roman „Momente der Klarheit“. Mit „Brüder“ schaffte sie es auf die Shortlist für den Deutschen Buchpreis 2019.

Mit dem „Düsseldorfer Literaturpreis – vergeben durch die Kunst- und Kulturstiftung der Stadtparkasse Düsseldorf“ erhält Jackie Thomae ihren ersten Preis.

Auszeichnungen

- 2020** **Düsseldorfer Literaturpreis – vergeben durch die Kunst- und Kulturstiftung der Stadtsparkasse Düsseldorf**
- 2019** **Shortlist Deutscher Buchpreis**
- 2017** **Teilnahme am Ingeborg Bachmann Wettbewerb**

Veröffentlichungen

Brüder.

Roman. Hanser Berlin, Berlin 2019.

Momente der Klarheit.

Roman. Hanser Berlin, Berlin 2015.

Man muss die Falten feiern, wie sie fallen: Das Buch für alle, die älter werden.

Blanvalet, München 2012.

Let's face it: Das Buch für alle, die älter werden (mit Heike Blümner).

Blanvalet, München 2011.

Eine Frau – Ein Buch.

(mit Heike Blümner).

Süddeutsche Zeitung, München 2008.

Die Jury



Verena Auffermann wurde 1944 in Höxter geboren, heute lebt sie als freie Literaturkritikerin in Berlin und in der Uckermark. Buchhandelslehre und Kunstgeschichtsstudien. Feuilletonbeiträge für die Frankfurter Rundschau, die Süddeutsche Zeitung, DIE ZEIT. Rundfunkbeiträge und TV-Literatursendungen. Moderationen. Dozentin an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main. In zahlreichen Literatur-Jurys, darunter: Ingeborg Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt, Deutscher Buchpreis, Preis der Leipziger Buchmesse.

Verena Auffermann veröffentlichte u. a. 1999 „Das geöffnete Kleid; Von Giorgione zu Tiepolo. Essays. Berlin Verlag, Berlin 1999“, 2009 mit Gunhild Kübler, Ursula März und Elke Schmitter: „Leidenschaften. 99 Autorinnen der Weltliteratur“, 2016 „Henry James. Leben in Bildern. 2016.“, „Flowers & Clouds, Fotografien, Atelier Jakob Mattner, Berlin 2017“ oder „Blicke. Fotografien. Erlangen, 2019, Poetenfest. Kunstverein, Erlangen“.



© Nicole Brühl

Dr. Sabine Brenner-Wilczek, geboren 1976, wurde nach dem Studium der Germanistik und Medienwissenschaft 2003 an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf promoviert.

Seit 1999 arbeitet sie in Heines Geburtsstadt als Wissenschaftlerin am Heinrich-Heine-Institut. Von 2007 bis 2009 war sie Leiterin des Stadtmuseums Ludwig Erhard, des Stadtarchivs, der Stadtbibliothek und der Städtischen Sammlungen in Fürth, bevor sie 2009 zur Direktorin des Heinrich-Heine-Instituts berufen wurde.

Sie ist Herausgeberin des Heine-Jahrbuchs und der Heine-Studien und kuratierte zahlreiche Ausstellungen, darunter „175 Jahre Deutschland. Ein Wintermärchen“ und „Ideen! Zur Straße der Romantik und Revolution“.

Neben ihrer Tätigkeit als Jury-Mitglied des Düsseldorfer Literaturpreises ist Frau Dr. Sabine Brenner-Wilczek Jurorin in der Jury des Heine-Preises der Landeshauptstadt Düsseldorf.



© Schmidt-Dominé, Düsseldorf

Dorothee Coßmann wurde 1967 in Köln geboren und wuchs im Rhein-Erft-Kreis auf. Nach einer Buchhandelslehre in einer literarischen Buchhandlung in Bergheim (Rhein-Erft-Kreis) studierte sie Volkswirtschaftslehre an der Universität zu Köln, begleitet von Beschäftigungen in der Buchhandlung und an der Universität. Nach dem Abschluss (Diplom) folgten Tätigkeiten in der Erwachsenenbildung, als Projektleiterin bei einem Buchhandels-großhändler sowie bei der Rheinischen Sparkassenakademie und nebenberuflich als Dozentin für Volkswirtschaftslehre. Seit 2010 ist sie Geschäftsführerin der Sparkassen-Kulturstiftung Rheinland. Neben der Ausrichtung, Betreuung und Begleitung zahlreicher Kulturprojekte ist sie verantwortlich für den jährlich vergebenen Großen Kulturpreis und Jugendkulturpreis der Stiftung. Außerdem ist sie Mitglied in mehreren Jurys, wie für den Düsseldorfer Literaturpreis, den DAVID-Preis für kleinere Stiftungsprojekte beim Deutschen Sparkassen- und Giroverband, für den Museumspreis der Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen oder den Luise-Straus-Preis des Landschaftsverbands Rheinland. Sie ist zudem in mehreren Gremien von Kultureinrichtungen und Vereinen aktiv.



Ursula März wurde 1957 in Herzogenaurach geboren. Nach einem Zeitungsvolontariat folgte ein Studium der Germanistik und Philosophie in Köln und Berlin. Seit den 1980er Jahren ist sie als Autorin und Literaturkritikerin für die „Frankfurter Rundschau“, „Kursbuch“, „Die Zeit“ und die Sendung „Kulturzeit“ auf 3sat tätig. Sie ist außerdem Mitglied in mehreren Jurys, u. a. des Ingeborg-Bachmann-Wettbewerbs in Klagenfurt, des Preises der Leipziger Buchmessen sowie des Deutschen Buchpreises. 2004 wurde sie mit dem Berliner Preis für Literaturkritik ausgezeichnet. Sie veröffentlichte u. a. „Leidenschaften. 99 Autorinnen der Weltliteratur“ 2010, „Tante Martl“, Roman, 2020.



©Claudia van Koolwijk

Rudolf Müller wurde 1951 in Heilbronn geboren und ist in Biberach a. d. Riß aufgewachsen. Er studierte Germanistik und Theaterwissenschaft in Köln, wo er anschließend in der Buchhandlung Walther König arbeitete. In Düsseldorf gründete er 1989 die eigene Buchhandlung - seit 2006 „Müller & Böhm Literaturhandlung im Heine Haus“ -, eröffnet am Geburtstag Allen Ginsbergs und Todestag Franz Kafkas am 3. Juni. Er ist u. a. Juror beim Düsseldorfer Literaturpreis, in der Expertengruppe New Spanish Books sowie im Literaturbeirat der Landeshauptstadt Düsseldorf. 2006 war er Gründungsmitglied des Heine Haus Düsseldorf sowie 2007 in der Jury des Deutschen Buchpreises. Seit 2016 ist er Juror in der Akademie Deutscher Buchpreis.



©Bernhard Kües

Michael Serrer wurde 1960 in Dorsten geboren. Er studierte Germanistik, Politikwissenschaft und Philosophie. Er hat an mehreren Universitäten gelehrt. Im Jahr 2000 war er Berater der EXPO. Er veröffentlicht u. a. in der „Zeit“, der „Neuen Zürcher Zeitung“ und in „FAZ.net“. Er ist Herausgeber von mehr als 50 Büchern, u. a. „Der Rhein“ (Insel, 1997), „Bilanz. Hörspielkunst aus den Studios des WDR“ (Lilienfeld, 2016, gemeinsam mit Wolfgang Schiffer) und der Reihe „Museumsschreiber (Edition Virgines, 2006ff.). Seit 1998 ist er Leiter des Literaturbüros NRW.



Dr. Hubert Winkels wurde 1955 im Rheinland geboren. Er studierte Philosophie und Literaturwissenschaft und promovierte über deutsche Gegenwartsliteratur. Danach war er als Journalist tätig. 1985 - 1988 war er freier Schriftsteller. Seit 1988 ist er Literaturkritiker für „Die Zeit“ und die „Süddeutsche Zeitung“, außerdem arbeitet er als Fernsehmoderator u. a. bei Premiere, SWR und 3sat. Seit 1997 ist er Literaturredakteur des Deutschlandfunk. Er hatte Gastprofessuren im In- und Ausland inne und war Mitbegründer und Juryvorsitzender des Wilhelm Raabe-Literaturpreises. Seit elf Jahren ist er Juror beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt. Seit sechs Jahren Juryvorsitzender ebendort.

Veröffentlichungen u. a.: „Kann man Bücher lieben?“, Kiepenheuer & Witsch, 2010, „Gute Zeichen“, Kiepenheuer & Witsch, 2005, „Der Stimmen Ordnung - Über Thomas Kling“, Du-Mont, 2005

Als Herausgeber u. a.: mit Moritz Baßler: „Raabe heute. Wie Literatur und Wissenschaft Wilhelm Raabe neu entdecken“, Wallstein, 2019, mit der Kunst- und Kulturstiftung der Stadtsparkasse Düsseldorf: „Von eins bis zehn und weiter. Neue Deutsche Literatur“. (Zum zehnjährigen Jubiläum des Literaturpreises der Stadtsparkasse). Lilienfeld Verlag. Fünfzehn Bände mit Beiträgen zum Wilhelm Raabe-Preis: „Raabe trifft...“. Von 2001 bis 2020. Wallstein Verlag, „Klagenfurter Texte. Die Besten 2013“, „2014“ „2015“. Piper Verlag. Er lebt in Köln und Berlin.